Zeitschrift: Rosa : die Zeitschrift für Geschlechterforschung
Herausgeber: Rosa
Band: - (2001)
Heft: 22

Buchbesprechung: Lesen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Heidi Witzig
Polenta und Paradeplatz.
Regionales Alltagsleben auf dem Weg zur Modernen Schweiz 1880–1914.
Chronos Verlag. Zürich 2000.
Fr. 48.-

ras. Dieses über 400 Seiten dicke Buch ist das bisher grösste Werk der feministischen Historikerin Heidi Witzig. Sie gilt als Expertin für Frauen- und Alltagsgeschichte und arbeitet als selbständige Historikerin in Uster. Diese Publikation ist das Resultat eines Forschungsprojekts, das einer vom Schweizerischen Nationalfond unterstützten Studie zur Alltagsgeschichte in der Schweiz 1880–1914 angegliedert war.

In sieben Kapiteln stellt Heidi Witzig ihre Grundlagenforschung vor, die sie mittels Theorien und Methoden der Alltags- und Geschlechtergeschichte erarbeitete. Vorgehensweise, Fragestellung und Auswahl der analysierten sechs Regionen – Bergtäler im Wallis und im Tessin, der Freiburger Sensebezirk, das Zürcher Oberland, das St. Galler Rheintal und die Stadt Zürich – sind Thema des ersten Kapitels.

Ihre zentralen Fragen lauten: «Was haben Frauen, Männer und Kinder gearbeitet, und wie lebten sie zusammen? Welches waren die dominanten Mentalitäten, und wie eigneten sich die Menschen diese an?» Konkret untersucht sie «Aneignungsprozesse als Art und Weise, wie einzelne oder Gruppen von ihren Alltagsbedingungen – Strukturen und Ideologien – geprägt werden und wie sie lebensweltliche Strukturen und Ideologien verstehen, deuten und mitgestalten – sei es durch Widerstand und aktives Eingreifen oder durch Akzeptieren und Unterstützen des Bestehenden.»

Heidi Witzigs Quellen sind Biographien und Autobiographien, ergänzt durch volkskundliche Zeugnisse. Methodisch bezieht sie sich ausdrücklich auf geschlechterdifferenzierte Fragestellungen. Dabei gilt ihr besonderes Augenmerk «geschilderten Konflikten; diese erschliessen den ‹Normalkontext›, der sonst kaum je thematisiert würde.» Ihr erklärtes Forschungsziel ist es «die kleinen Lebenswelten einzelner Personen und Gruppen im Kontext der strukturellen Bedingungen ihres regionalen Umfeldes nach Ähnlichkeiten und Unterschieden zu untersuchen.»

Dem Aufbau der regionalen «Bühnen» ist das zweite Kapitel gewidmet. Jede von ihr untersuchte Region durchlief zwischen 1880 und 1914 spezifische Entwicklungsprozesse. Verglichen werden Entwicklungsfaktoren, die jene Zeit prägten. Dies sind: Grad der industriellen Durchdringung, Grad der Verkehrserschliessung, Stellung zwischen Zentrum und Peripherie, Stand der Bildungsangebote und Grad der konfessionell-politischen Durchdringung. Herausgearbeitet werden einerseits regionale Gegebenheiten und andererseits der Einfluss von regionenüberschreitenden Aspekten, d. h. unter welchen Bedingungen «Schichts-, Geschlechts- oder Konfessionszugehörigkeit die regionalen Prägungen verstärken, neutralisieren oder auch bedeutungslos» werden lassen. Formal bilden die Kategorien Individualität, Fortschritt und Kommunikationsverhalten die Vergleichsebene und erlauben Schlussfolgerungen zu ziehen.

Das dritte Kapitel – Regionales Alltagsleben, erster Akt: Wie fristeten Frauen, Männer und Kinder ihr Leben? – vergleicht v.a. den Arbeitsalltag der Menschen. Schichtspezifische, geschlechtsspezifische und konfessionsspezifische Besonderheiten werden herausgearbeitet.

«Die Arbeit der Frauen für den Lebensunterhalt war in der Regel vielfältiger und zeitintensiver, oft auch schwerer als diejenige der Männer. (...) Trotz dieser ungleichen Arbeitsbelastung von Frauen und Männern war das Prestige der Frauenarbeit geringer. (...) [auch] beanspruchten Männer diejenigen Tätigkeitsfelder für sich, welche je nach Gegend am meisten Prestige besassen, um symbolisch ihre Vorrangstellung zu manifestieren.» Na ja, das hat frau schon vor der Lektüre dieses Buches vermutet... Jetzt ist es auch für die Zeit zwischen 1880 und 1914 ein wissenschaftlich erarbeitetes Faktum. Dem zweiten, dritten und vierten Akt des regionalen Alltagslebens sind die Kapitel vier bis sechs gewidmet.

Im zweiten Akt analysiert die Autorin das alltägliche Zusammenwohnen und Zusammenleben der Frauen, Männer und Kinder. Die meisten Menschen in den Walliser und Tessiner Bergtälern sowie im Sensebezirk lebten in traditionellen Arbeitsgemeinschaften zusammen. Im wesentlichen wurde «nonverbal oder über Rituale kommuniziert. (...) Zudem war das ‹schweigende Milieu› tief geprägt von den Ritualen der katholischen Kirche, die Unterwerfung wie auch Trost oder Klage in den Ablauf des Alltags einbaute.» In den traditionellen Arbeitsgemeinschaften des Zürcher Oberlandes und des Rheintals entwickelten sich «Misch-Milieus». Männer setzten ihre beruflich erworbenen Kommunikationsfähigkeiten und den Gewinn von Benennungsmacht innerhalb der Familie ein. «Den Frauen blieb entweder das traditionelle ‹Schweigen› oder neu auch die Rolle des ‹aktiven Zuhörens›. Ebenso neu waren ‹redende› Milieus in Zürich – bei Paaren aus der Bildungsschicht und teilweise auch aus den führenden Kreisen der ArbeiterInnenbewegung. Der Umgang der Ehepartner wie auch der Eltern mit den Kindern war stark geprägt vom verbalen Ausdruck, von Diskussionen und Argumentieren.» Dies führt Heidi Witzig auf den Einfluss der Universität und ebenso auf die Bildungsanstrengungen im Umkreis der ArbeiterInnenbewegung zurück.

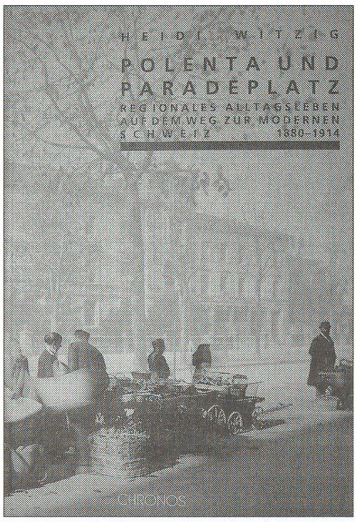
Im Zentrum des dritten Aktes steht die Frage: «Welche Instanzen gaben dem Familienleben Sinn, und wie reagierten Frauen, Männer und Kinder darauf?» Die benutzten Strategien der «Benennungsmächte und ihren Institutionen», um Normen, Werte und Einstellungen von Frauen, Männern und Kindern zu prägen, werden herausgearbeitet. Ihren Einfluss auf frühste Kindheit, Erziehung (das war Erziehung zu «richtigen» Mädchen und Knaben), Jugendzeit, Erwachsenenalter und Alter ausgelotet. Unterkapitel zu Frauen- und Männerrollen fehlen selbstverständlich nicht.

«Bemühungen um die Einbindung des Familienverbandes in die öffentliche Verantwortung» ist die Kapitelüberschrift des vierten Aktes. Verglichen wird die Wirksamkeit ideologischer Botschaf-

ten in den sechs Regionen. «Welche Instanzen stifteten mit welchen Botschaften Sinn im Verhältnis zwischen familialer Gemeinschaft einerseits und Öffentlichkeit andererseits, und wie wurden diese Sinngebungen rezipiert und weiterentwickelt?» Im behandelten Zeitraum verband der Konsens «des gemeinsamen Nutzens» noch weitgehend Privatinitiative und öffentliches Engagement. «Die Überzeugung, privater und regionaler Fortschritt gingen Hand in Hand, bildete eine einigende Klammer zwischen auseinanderstrebenden Schichten, zwischen aufsteigenden Männern verschiedener Konfessionen und unter Umständen auch zwischen den divergierenden Interessen von Frauen und Männern der Mittel- und Oberschicht.»

Aus dem Schlusskapitel – Ausblick – möchte ich nur ein Teilfazit herausheben: «Die regionalen «Bühnen» prägten Alltagsleben und Alltagserleben sämtlicher Frauen, Männer und Kinder zutiefst, doch sie waren zunehmend nicht mehr Schicksal. Die Konkurrenz zwischen den Regionen war unter Umständen auch für einzelne oder Familien eine Chance. Frauen, Männer und Kinder waren zunehmend mobil; sie konnten – je nach Umständen mehr oder weniger einfach – die «Bühne» wechseln.»

Es lohnt sich, die anderen Ergebnisse dieser umfassenden wissenschaftlichen Arbeit selber nachzulesen. Dieses Buch eröffnet der LeserIn einen interessanten und facettenreichen Einblick in das regionale Alltagsleben in der Schweiz im Zeitraum von 1880 bis 1914. Es vermittelt auf gut lesbare Weise wie in den ausgewählten Regionen Frauen, Männer und Kinder den Weg in die Moderne Schweiz bewältigten.



Doris Janshen (Hg.).
Blickwechsel. Der neue Dialog zwischen Frauen- und Männerforschung.
Campus Verlag. Frankfurt 2000.
Fr. 37.-

ras. Dieses Buch soll der Initiierung eines neuen Dialogs zwischen Frauen- und Männerforschung dienen. Zu diesem Zweck hat Doris Janshen bekannte VertreterInnen beider Forschungsrichtungen zusammengebracht. Zu Wort melden sich Lothar Böhnisch, Peter Döge, Doris Janshen, Eva Kreisky, Siegrid Metz-Göckel, Michael Meuser, Kurt Möller, Hildegard Maria Nickel und Ingeborg Stahr. Sie alle bringen seit langem in ihren jeweiligen Fächern die Geschlechterperspektive ein.

Das Buch ist eine Dokumentation der Jahrestagung 1998 im Essener Kolleg für Geschlechterforschung. Schon in der Vorbemerkung wird klargestellt: «Wir meinen, dass es historisch an der Zeit ist, dass Frauen und Männer sich Begegnungsorte suchen, um qualifiziert den Diskurs über das Geschlechterverhältnis aufzunehmen. Unser Kolleg soll ein Ort sein, und diese Konferenz war der erste Versuch, die Risiken eines gemeinsamen Gesprächs einzugehen.» Risiken darum, weil seitens von Frauenforscherinnen zum Teil äusserst skeptisch auf die «aufstrebende» Männerforschung reagiert wird. Zweifel im Sinne von – Männerforschung als eine Variante unter vielen, mit denen die «Herren der Schöpfung» sich vordrängeln; jetzt auch in der Geschlechterforschung. Dies könnte für Frauen bedeuten «alte Benachteiligungen im neuen Gewand» zu erfahren.

Das Buch ist in fünf Kapitel mit jeweils zwei Aufsätzen gegliedert. In der Einführung die Ausgangsthese dieser Publikation: «Es besteht ein Bedarf an einer neuen politischen und intellektuellen Streitkultur zwischen Frauen und Männern, die zukünftige Annäherungen und Versöhnungen ermöglichen.» Streitkultur und neuer Dialog heute, Annäherung und Versöhnung in (ferner?) Zukunft. Doris Janshen weist auf den uns allen bekannten Umstand hin, dass es noch viel zu tun gibt in der Frauen- und

Geschlechterforschung; denn «Geschlecht ist als soziale Zuschreibung ein hochkomplexer und gleichzeitig kontextabhängiger sozialer Prozess, ein Komplex, dem noch viel Aufmerksamkeit und Konzentration zu widmen sein wird.»

Im zweiten Kapitel – Grundlagen – betont Siegrid Metz-Göckel: Die Übereinstimmungen zwischen den Geschlechtern sind grösser und bedeutsamer geworden als die Unterschiede. Michael Meuser entwickelt in seinem Beitrag «Perspektiven einer Soziologie der Männlichkeit». Dazu greift er auf das Gedankengut von Mannheim, Bourdieu und Connell zurück und formuliert folgenden Gedanken – am Ende des 20. Jahrhunderts reinszeniere sich vor der Folie der scheinbaren Vielfalt das Immergleiche. Eine Soziologie der Männlichkeit solle deshalb gehalten sein, Geschlechtertypisches herauszuarbeiten. Hauptproblem bei der Verwirklichung von Egalität sei, Männer für die Unterstützung einer Politik zu gewinnen, die letztlich auf den freiwilligen Verzicht von Privilegien hinausläuft. Diesbezüglich werden wir tatsächlich noch viel Überzeugungsarbeit leisten müssen...

Auch Lothar Böhnisch im Kapitel «Körperlichkeit und Geschlecht» betont die Wichtigkeit einer kritischen Männerforschung um multiple Männlichkeiten zu analysieren, zu bewerten und zu würdigen. Ziel sei die «Neuverortung des Mannseins in der segmentierten Arbeitsgesellschaft».

Im Teil vier – Modernisierung des Geschlechterverhältnisses, Modernisierung von gesellschaftlicher Arbeit – bestätigt Hildegard Maria Nickel ein schon länger anhaltender Trend unserer Gesellschaft: «immer mehr Menschen konkurrieren um die knapper werdende Arbeit». Sie hofft, dass die Strukturkrise in der Erwerbswelt und die Erosion der alten Geschlechterordnung zur «Transformation des Geschlechterverhältnisses» führen wird. Aber «der politische Wille ist Voraussetzung für eine Neuverteilung und Neubewertung inner- und ausserhäuslicher Arbeit». Ferner muss die Arbeitsmarktpolitik das Ziel verfolgen Rahmenbedingungen zu schaffen, die Familie und Erwerbsarbeit für Frauen und Männer lebbar machen.

Summa summarum finde ich diese Publikation einen gelungenen Auftakt für einen vielversprechenden neuen Dialog. Sie enthält auch für Nicht-Neulinge auf dem Gebiet der Geschlechterforschung interessante und vielfältige Denkanstösse. Vor allem gibt sie einen guten Ein- bzw. Überblick über die neuere Männerforschung. Ein Gebiet auf dem sich auch Frauenforscherinnen kundig machen sollten; sofern sie an einem neuen Dialog mit der Männerforschung interessiert sind.

Frauengeschichten.
Badener Neujahrsblätter 2001.
Hg. Literarische Gesellschaft Baden, Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden.
hier + jetzt.
Baden 2000.
Fr. 25.-

mib. In Baden gibt es ab diesem Jahr einen Frauenstadtrundgang. Der Verein «Querblicke. Frauengeschichten im Kanton Aargau», der 1998 erstmals einen Frauenstadtrundgang in Aarau lancierte, hat in Baden einen weiteren interessanten Wirkungsort gefunden. Als Schwerpunkt des neuen Rundgangs bot sich dabei die Bäder- und Industriegeschichte an, wurde Baden doch sowohl von seinen Kurgästen als auch von seinen Fabrikarbeitern und -arbeiterinnen geprägt. Die Erkenntnisse, die durch die Forschungen der Rundgängerinnen gewonnen wurden, werden jetzt in den Badener Neujahrsblättern auch dem lesenden Publikum zugänglich gemacht.

Lebenszusammenhänge von Badener Frauen stehen dabei im Mittelpunkt: Arbeiterinnen, Dienstmägde, Ehegattinen der Industriellen, die sich in Baden ansiedelten. Wieder einmal wird dabei deutlich, dass vor allem die Frauen der Mittel- und Oberschicht die Möglichkeit hatten, ihre «eigenen» Spuren in der Stadt zu hinterlassen, während sich der Blick auf die Frauen der unteren Schichten häufig sehr mühselig gestaltet. Trotzdem ist es gelungen, allen Lebensgeschichten und -umständen gerecht zu werden und interessante, zuweilen auch erstaunliche Aspekte zu entdecken.

Die Autorinnen haben vielfältige Quellen ausgewertet. Ursula Huber beschäftigt sich mit den Briefen der Kuraufenthalterin Betsy Meyer-Ulrich, in denen diese die Umstände ihrer Badener Kuren in den 1850er-Jahren detailliert beschreibt. Aber auch die medizinische Literatur dieser Zeit ermöglicht Einblicke über Nutzen und Zweck einer Kur in den Heilbädern Badens, die den Ruf hatten, besonders heilsam gegen weibliche Unfruchtbarkeit zu sein, wie Heidi Pechlaner in ihrem Aufsatz über Frauenkrankheiten im 19. Jahrhundert zeigt.

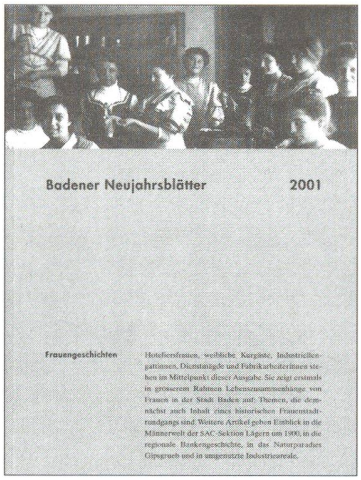
Die Gäste, die zur Kur kamen, stiegen in den verschiedenen Hotels im Bäderquartier ab. Den Alltag der Hoteliersfrauen skizziert Astrid Baldinger und kommt zum Schluss, dass diese vielfältige Aufgaben übernahmen: Angestellte führen, Gäste unterhalten, Finanzen regeln. Eine wirklich geschlechterspezifische Aufteilung der Arbeit in der Hotelführung scheint es weniger gegeben zu haben, mussten doch die Eheleute in der Lage sein, füreinander einzuspringen.

Mehrere Beiträge befassen sich mit den vielen Dienstmägden, die im Laufe der Zeit in Baden ihrer Arbeit nachgegangen sind. Zwei Einzelschicksale von Dienstbotinnen werden beschrieben, die grundverschiedener allerdings nicht sein könnten: jenes der Kindsmörderin Josepha Kälin und jenes von Caroline Birnstengel, die später zur Nachlassverwalterin ihres Arbeitgebers wurde. In weiteren Aufsätzen kommen sowohl die Aufgaben der Dienstmägde wie auch die Institutionen, in denen über ihr Wohl und ihre Sittlichkeit gewacht wurde, zur Sprache. Das Arbeitsumfeld wandelte sich, die soziale Distanz zwischen Herrschaft und Angestellten wurde durch das Überhandnehmen der bürgerlichen Familienideologie grösser und aus den Mägden wurden Dienstbotinnen. Rekrutiert wurden sie vor allem aus der Unterschicht, eine angemessene Erziehung erhielten sie gegen geringes Entgelt in wohltätigen Einrichtungen, in Baden zum Beispiel im Klösterli. Die Grundsätze dieser Einrichtung schildert Barbara Baldinger Hug im Aufsatz «Geben ist seliger als Nehmen».

Neben den Arbeiterinnen in den Badener Spinnereien rücken schliesslich auch die Frauen der Oberschicht in Baden ins Zentrum. Berühmte Namen tauchen hier auf; die Erkenntnisse beruhen unter anderem auf den Memoiren von Victoire Haemmerli-Boveri (1898–1983), Tochter des Firmengründers Walter Boveri, und Alice Pfau-Oederlin (1887–1982), Tochter von Hermann Edmund Oederlin. Interessante Einblicke, die auch die Brüche und Schwierigkeiten in den Biographien dieser Industriellentöchter erahnen lassen; hätte Victoire Boveri nach ihrem heimlich begonnenen Studium an der Universität Zürich doch die Chance gehabt, als Schweizer Zoologin an der Universität Neapel zu wirken, anstatt nach ihrer Heirat ihrem Mann nach Chur zu folgen.

Weiter finden sich in den Badener Neujahrsblättern Beiträge, wo die typische Männergesellschaft der Sektion Lägern des SAC beschrieben wird, eine Gründung von BBC-Ingenieuren. Und auch die Geschichte der Banken in Baden enthält, wenngleich nicht explizit mit einem geschlechtergeschichtlichen Blick geschrieben, Hinweise auf die Möglichkeiten von Badener Frauen und Männern, die in diesen Institutionen tätig waren. Der Beitrag von Barbara Welter (Interview in dieser ROSA), in dem sie die Darstellung der Badener Geschichte im Historischen Museum durch zwei neue Dauerausstellungen erläutert, wo Frauen und Männer verschiedener Schichten ins Zentrum rücken, trägt einen weiteren Aspekt zur Geschichtsvermittlung bei.

Die Badener Neujahrsblätter 2001 überzeugen auch durch ihre Illustration. Zahlreiche Bilder und Fotografien erlauben zusätzliche Einblicke in die in den Texten entworfenen Lebenswelten. Die Beiträge, für ein breites Publikum verfasst, bewegen sich auf einem hohen Qualitätsniveau. Die sorgfältige grafische Gestaltung trägt viel zum Lesevergnügen bei. Die Lektüre macht neugierig, vor allem auf den Stadtrundgang, der mit dieser Veröffentlichung vielfältige Erwartungen geweckt hat.



Gender, Peace & Conflict.
Hg. Inger Skjelsbaek und Dan Smith.
Sage Publications London / Thousand Oaks / New Delhi 2001.
Fr. 51.60

Der Fokus dieses Sammelbandes richtet sich auf die Rolle der Kategorie Geschlecht, wenn es um Politik und Frieden geht. Die Relevanz von Gender scheint zwar im Bereich der Internationalen Beziehungen nur langsam realisiert zu werden; die Kategorie Gender wird aber auch in den traditionell männlich konnotierten Feldern von Konfliktforschung und Internationalen Beziehungen immer mehr einbezogen. Bis früh in die 90er Jahre wurde das Thema von «Frauen und Frieden» im Kontext politischer Partizipation von Frauen diskutiert. Die Weltfrauenkonferenz der UNO in Peking 1995 forderte dann den Einbezug der Frauen bei Konfliktlösungen auf allen Ebenen. Die vorherrschende Kategorisierung von Frauen als Opfer sollte dadurch abgelöst werden und umfassender wurde auch von Gender-Mainstreaming gesprochen.

Dass der Einbezug von Gender in Konfliktlösungsstrategien unumgänglich ist, zeigt auch das sich verschiebende Kriegsmuster: von 1990 bis Ende 1999 gab es 118 bewaffnete Konflikte, davon waren der grösste Teil innerstaatliche Auseinandersetzungen. Anfangs des 20. Jahrhunderts waren etwa 85-90% der Kriegsopfer Mitglieder von Armeen, heute sind 75 % aller Kriegstoten ZivilistInnen. Der Krieg ist direkt zur Zivilbevölkerung gekommen – und wenn Krieg die zivile Bevölkerung erreicht, leiden Frauen. Laut dem UNO-Hochkommissariat für Flüchtlinge sind um 80% der internationalen Flüchtlinge Frauen und Kinder: Männer sind eher am Kriegsgeschehen beteiligt, während die Frauen und Kinder vertrieben werden.

Das Buch gibt eine Übersicht des Forschungsfeldes und Möglichkeiten innerhalb von diesem. Im ersten Block wird das Thema auf theoretischer Ebene reflektiert; stereotype Zuschreibungen wie Weiblichkeit und Frieden versus Männlichkeit und Krieg stehen im Zentrum. Dorota Gierycz beschreibt die

konzeptuelle Verschiebung von «Frauen und Frieden» hin zum Einbezug von Gender als sozialem Konstrukt im Kontext der Weltfrauenkonferenzen der UNO. Die UNO verabschiedete 1997 einen Beschluss, der Gender-Mainstreaming als Prozess sah, um die Auswirkungen auf Frauen und Männer bei jeder geplanten Aktion zu erfassen. Anliegen und Erfahrungen von Frauen und Männern sollten zur integralen Dimension von Design, Ein-, Umsetzung und Beurteilung von Richtlinien und Programmen werden. Gierycz plädiert für eine Berücksichtigung der Perspektiven und Erfahrungen von Frauen und Männern, die aber nie weder Frauen noch Männer vereinfachend als homogene Gruppe versteht.

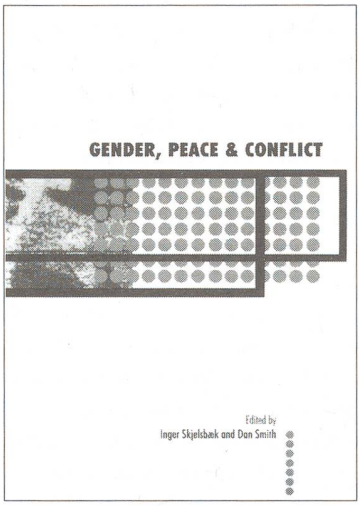
Dan Smith diskutiert essentialistische Identitätszuschreibungen und ihre Unzulänglichkeiten im Kontext von Konfliktforschung und Friedensarbeit. Er kritisiert, dass essentialistische Erklärungsmuster unveränderbare und eindimensionale Identitäten festschrieben. Identität setzt sich aber aus verschiedenen Aspekten zusammen, die zum Teil überlappen, je nach Situation wichtiger werden und sich auch verschieben. In Konfliktsituationen ist Veränderung und Fortschritt nur möglich, wenn sich Leute und Gruppen verändern können. Ein Diskurs, der Menschen als sich nicht verändernd und nicht veränderbar charakterisiert, sieht er als zutiefst pessimistischer Zugang zu Schlüsselthemen von Macht und Frieden. Dass Weiblichkeit nicht prinzipiell Friedfertigkeit heisst, zeigen die verschiedenen Konstruktionen von Weiblichkeit, die Inger Skjelsbaek herausschält. Sie analysiert Reaktion und Beteiligung von Frauen in drei verschiedenen Konfliktregionen (El Salvador, Vietnam, ehemaliges Jugoslawien). Als befreit, traditionell und in die Opferrolle gedrängt, typisiert sie die verschiedenen Weiblichkeitskonstrukte.

Michael Salla dekonstruiert in seinem Beitrag die stereotype Dichotomie von kriegslustigen Männern und friedliebenden Frauen. Besser sei es, die Interaktion sozialer Machtstrukturen mit diesen Stereotypen zu analysieren. Die verbesserte Partizipation von Frauen in Entscheidungsgremien sei ungenügend, sondern müsse einhergehen mit der Reformation von Machtnetzwerken, um Gewaltanwendung bei Konfliktlösungen zu vermeiden.

Die konkreten Fallstudien im zweiten Teil thematisieren unter anderem sexuelle Gewalt im Krieg und den Einfluss von Frauen in politischen Entscheidungsgremien und in friedenserhaltenden Missionen. Eva Irene Tuft plädiert am Beispiel des Bürgerkrieges in Kolumbien für die Integration eines Genderzugangs in Konfliktlösungsstrategien. Sie zeigt auf, dass traditionelle Strategien, basierend auf einer Einigung zwischen den Hauptprotagonisten, nicht genügen, weil diese eine grössere Zahl von Betroffenen von den Verhandlungen ausschliessen. Der Konflikt hat sich in Kolumbien auch auf die Zivilbevölkerung ausgedehnt. Andere Formen von Friedensverhandlungen müssen gefunden werden, um die Zivilbevölkerung, die unter der Gewalt leidet, einzubeziehen. Die Integration einer Genderperspektive macht klar, dass Männer und Frauen bei diesem bewaffneten Konflikt unterschiedlich betroffen sind. Männer sind die hauptsächlichen Opfer von zivilen und politischen Menschenrechtsverletzungen, die direkt mit dem Konflikt verbunden sind. Frauen leiden dagegen eher an den indirekten sozio-ökonomischen Konsequenzen des Konflikts und werden oft zu Flüchtlingen im eigenen Land. Das Beispiel Kolumbien zeigt, dass traditionelle Lösungsansätze den unterschiedlichen Gewalterfahrungen von Männern und Frauen nicht gerecht werden. Indirekten sozio-ökonomischen Konsequenzen des Konfliktes und der Durchsetzung ökonomischer, sozialer und kultureller Rechte müssen speziell Aufmerksamkeit geschenkt werden; der Konflikt muss auf den verschiedenen Gesellschaftsstufen, wo sein Einfluss spürbar ist, angegangen werden.

Das Buch gibt mit seinem theoretischen und praxisbezogenen Zugang einen guten Überblick des komplexen Forschungsgebietes. Die Fallstudien veranschaulichen, wie unabdingbar der grundlegende Einbezug einer geschlechterreflektierten Perspektive ist, um der Vielschichtigkeit von Konflikten auf die Spur zu kommen. Wer Lust hat, sich weiter ins Thema zu vertiefen, findet im Anhang des Buches eine ausführliche Bibliografie.

Mirjam Bugmann



Lorenz, Maren.
Leibhaftige Vergangenheit: Einführung in die Körpergeschichte. (Historische Einführungen). Tübingen 2000. Edition diskord. Fr. 32.-

sb. Bauchfreie Leibchen, Körper an Körper tanzen, Genforschung, Functional food und Fitnesskurs: Die neunziger Jahre werden für viele als das ‹Körperjahrzehnt› in die Geschichte eingehen. Nicht zuletzt durch die hohe Präsenz und Wichtigkeit von Körpern in der Gesellschaft der letzten Jahre haben sich diese allmählich über die Kulturgeschichte auch in die Geschichtswissenschaft eingeschlichen.

Letztes Semester bot Philipp Sarasin an der Uni Zürich eine Einführung in die Körpergeschichte an, weitere Veranstaltungen in diese Richtung hat er angekündigt. Spätestens von da an haben wohl die meisten Studierenden das Wort ‹Körpergeschichte› schon gehört. Viele können sich wahrscheinlich auch vage etwas darunter vorstellen. Wer es nun genauer wissen will, dem sei dieses Buch empfohlen.

Auf knapp 200 Seiten bietet Maren Lorenz eine gut verständliche Heranführung an den Forschungsbereich der Körpergeschichte. Ihr Ziel war es, einen systematischen Einblick in die Fragestellungen zu ermöglichen.

Gleich zu Beginn sind die ‹begrifflichen Fussangeln› zu den drei zentralen Begriffen ‹Körper›, ‹Diskurs› und ‹Kultur› sehr hilfreich. Sie sind leicht verständlich und setzen nicht voraus, dass man Foucault schon gelesen hat.

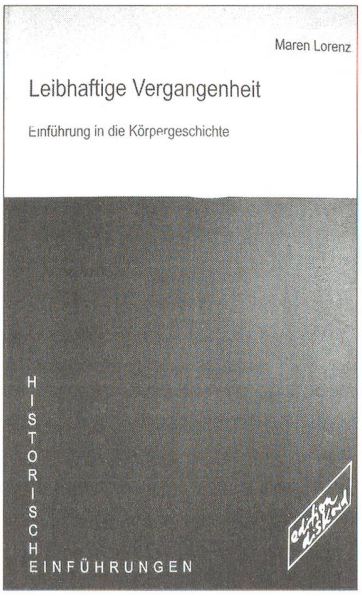
Im zweiten Teil ihres Buches stellt Maren Lorenz, nach ihrer Angabe zum ersten Mal, die verschiedenen Richtungen der historischen Körperforschung in einem Überblick nebeneinander. Sie unterscheidet dabei grob zwischen essentialistischen und sozial-konstrukivistischen Ansätzen, betont aber von Beginn an, dass dies zwei Pole sind, zwischen denen sich die einzelnen Ansätze und Methoden befinden.

Essentialisten gehen von ‹dem Körper› als etwas Konstantem aus, das nach vorbestimmten Gesetzten funktioniert und uns über die Zeit mit allen Menschen verbindet. Der Körper wird dabei oft als etwas ‹Natürliches› und biologisch Vorprogrammiertes verstanden (Geschlecht übrigens auch). Charakteristisch für essentialistische Ansätze ist, dass diese Grundannahmen nicht reflektiert, sondern als selbstverständlich vorausgesetzt werden.

Konstruktivistische Ansätze gehen im Gegensatz dazu davon aus, dass Körper durch Kulturen erst ‹gemacht› werden. Ähnlich wie bei der Differenzierung von Sex und Gender wird Körper hier als soziales (oder kulturelles) Konstrukt verstanden. Auch die Frage, wie es eine Historikerin, die selber in einem Körper steckt, schaffen soll, sich in anders gebaute Körper hineinzudenken, wird nicht ausgespart.

Das grosse Verdienst dieser Einführung ist, dass hauptsächlich in diesem zweiten Teil die wichtigsten Namen, Modelle und theoretischen Herangehensweisen kurz und verständlich beschrieben sind. Da wird Barbara Duden angemessen gewürdigt, der linguistische Strukturalismus umrissen, Foucault zusammengefasst oder Aleida Assmann zitiert. Das Buch eignet sich darum besonders auch für StudienanfängerInnen. Die ausführliche, thematisch geordnete Bibliografie (60 Seiten), hilft danach, das richtige weiterführende Buch zu finden.

In einem weiteren zweigeteilten Kapitel werden neuere Ergebnisse der Geschichtsschreibung rund um die Körper zusammengetragen. ‹Körper› meint dabei in einem ersten Sinn politische und symbolische Körper, solche, die als Metaphern und zur Herstellung von kollektiven Identitäten benutzt wurden und werden und die seit der frühen Neuzeit besonders oft von den Naturwissenschaften besetzt sind.

Die Forschungsfelder sind nach den klassischen Epochen benannt. Im zweiten Teil, wo ‹Körper› für soziale Körper steht, geht es um Körperpraktiken und -rituale und Körpererfahrung als kulturelle Praxis.

Zum Schluss sind exemplarisch einige (hübsche) Quellenbeispiele abgedruckt, die leider – wie das ganze Buch - nur bis in die frühe Neuzeit zurückführen.